

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Band: 88 (1979)
Heft: 8

Artikel: Vom Flüchtling zum Nachbar
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-548716>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

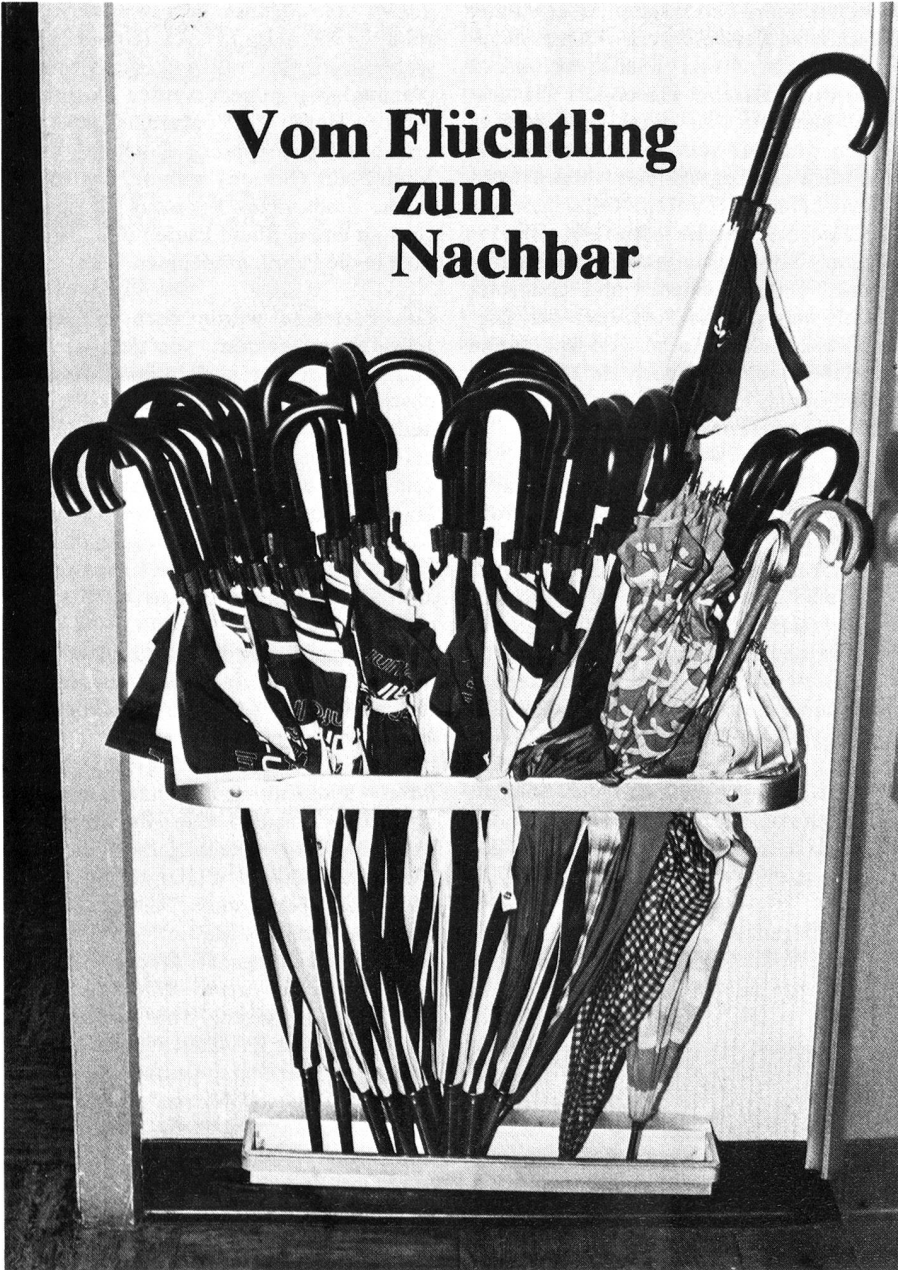
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Flüchtling zum Nachbar



«Ich sprang ins Wasser – wir befanden uns schon vor der malaysischen Küste, als mein dreijähriges Schwesterchen aus dem Boot fiel – und tauchte tief hinab. Plötzlich spürte ich einen stechenden Schmerz im rechten Ohr. Ich schwamm – ohne das Kind retten zu können – schnell an die Oberfläche. Aus dem Ohr rann Saft. Am andern Tag kam Eiter heraus, und ich konnte mit diesem Ohr fast nichts mehr hören.»

Der dreizehnjährige Vietnameser, der mir – trotz allem mit einem gewinnenden Lächeln – dieses schreckliche Erlebnis erzählt, wohnt zusammen mit 66 anderen Flüchtlingen im Rotkreuz-Zentrum Selzach SO, einem ehemaligen Waisenhaus. Der Arzt, der sich um diese Flüchtlingsgruppe kümmert, erklärt mir, dass Kha einen Hörapparat bekommen wird.

Der Arzt hat soeben einen jungen Mann untersucht, der über Fieber klagt und hustet. Bei drei Flüchtlingen war Tuberkulose festgestellt worden, aber in diesem Fall handelt es sich nur um eine Erkältung. Einer der Flüchtlinge ist herzkrank, vier leiden unter Amöben, zwei unter Malaria und eine junge Frau unter einem Magengeschwür. «Im ganzen ist der Gesundheitszustand indessen ziemlich gut», urteilt der Arzt, «ich werde nur ein- bis zweimal in der Woche extra gerufen. Gestern hat sich ein Mädchen den Fuss verstaucht, heute spielt es schon wieder Pingpong.»

Von draussen hört man das rhythmische Aufschlagen der kleinen Bälle. Ich trete ans Fenster, um das Treiben im sonnigen Garten zu beobachten. Da gerade die Deutschstunde aus ist, herrscht Hochbe-

trieb. Die Kleinen tummeln sich um die Rutschbahn, «sändeln», turnen über das Klettergerüst und fahren Dreirad. Die grösseren Kinder – sofern sie nicht die Dorfschule besuchen – spielen Fuss- und Federball oder eben Pingpong, ein Spiel, das aus Indochina stammt, sie singen zur Gitarre, einer hat sich sogar schon einige Griffe auf der Handorgel angeeignet. Auf dem Klavier im Aufenthaltsraum klimpert jemand «Alle Vögel sind schon da».

Die Bewohner des Zentrums machen eigentlich einen recht munteren Eindruck. «Sie fühlen sich, glaub' ich, bei uns wohl», meint die Leiterin, «jedenfalls sprechen sie nicht über ihr Leid. Sie lächeln und reden nicht viel. Wir haben fast keine Spannungen, alle sind freundlich und verständlich, halten sich an die Hausordnung. Wir hoffen, dass der Schock nicht noch kommen wird», fügt sie bei, «denn die meisten sind im Moment einfach glücklich, dass sie mit dem Leben davongekommen sind.»

Am leichtesten werden sich die Kinder in unseren Alltag einleben. Etwa die Hälfte der Flüchtlinge sind unter 16jährig, alle unter 38 mit Ausnahme eines 70jährigen halbblinden Fischers, der durch einen tragischen Irrtum auf ein Fluchtboot geriet und so von seiner Familie getrennt wurde. Übrigens bestehen die eingereisten «Familien» oft aus Geschwistern oder einer Gruppe von Cousins und Cousinen; im Zentrum sind nur drei vollständige Familien.

Manche stammen aus dem Fischer- oder Bauernstand. Es ist zu erwarten, dass sie irgendeine manuelle Beschäftigung finden werden. Ob aber auch der Agronom, der Arzt, der Englischlehrer und der Kunstmaler eine passende Stelle finden werden? «Am wenigsten Sorge bereitet mir der Techniker», erklärt die Leiterin, «er ist der Senior und die Respektsperson im Haus und wirkt schon jetzt als Dolmetscher.»

Wie mühsam für Vietnamesen das Erlernen unserer Sprache ist, aber auch mit welcher Begeisterung und Schnelligkeit die Zentrumsbewohner sprechen, lesen und schreiben lernen, erlebe ich in einer Schulstunde. Das Geheimnis des Erfolgs liegt sicher auch darin, dass der Lehrer spontan, praktisch und sehr anschaulich unterrichtet. «Guten Tag», ruft die Klasse im Chor, als ich eintrete, und sogleich fragt der Lehrer: «Wer ist das?» Eine Frau antwortet: «Das ist Mann von Lotes Kleus.» Nach kurzer Zeit können es alle richtig aussprechen, sogar der Tonfall stimmt. «In unseren Ohren tönt vietnamesisch wie ein Singsang», stellt der Lehrer fest, «eine Sprache, die uns vollkommen fremd ist.»

Unterdessen ist es Mittag geworden; aus der Küche riecht es «amächelg». Das

Menü: Gemüsesuppe, Hackbraten und Kartoffelstock, Salat. Die Vietnamesen – sie kochen selbst – wollten von Anfang an schweizerisch essen; ihre eigene Kochkunst ist für Festtage reserviert. «Auf teure Apparate, zum Beispiel Abwasch- oder Knetmaschinen, haben wir bewusst verzichtet», betont die Kindergärtnerin, die im Zentrum die Hauswirtschaft leitet, «diese Geräte gehören auch im schweizerischen Durchschnittshaushalt nicht zum selbstverständlichen Inventar.» Und sie erzählt, dass in der ersten Woche bereits einige Junge den Wunsch vorbrachten, eine Stereoanlage oder ein Auto zu kaufen. «Da mussten wir ihnen sagen, dass das Geld auch bei uns verdient sein muss, für viele sogar mit harter Arbeit.»

Während ich mich nach dem Essen mit den sechs Betreuern unterhalte – die Leiterin wird von zwei Lehrern, einer Krankenschwester, einer Betreuerin und einer Hauswirtschaftsleiterin unterstützt – kommen und gehen Leute aus dem Dorf. «Da haben wir gottlob keine Schwierigkeiten», sagt die Sozialarbeiterin, «die Jugendlichen finden ohnehin spontan Kontakt, schon in der Schule. Häufig kommen Frauen, um eine ganze Familie zum Einkaufen mitzunehmen, am Sonntag zu einem Ausflug oder zu ‚Gschwelli u Chäs‘.» Ob die Menschen auch innerlich Kontakt finden? Oder ob sie sich selbst und andere mit ihrem Lächeln nur über eine tiefe Einsamkeit hinwegtäuschen?

Ob sich unsere Flüchtlinge bei uns wirklich wohl fühlen, nicht nur äusserlich, wird in erster Linie von den Betreuergruppen abhängen, die je eine Familie oder Einzelperson praktisch und persönlich begleiten sollen. «Fast jeden Tag kommen jetzt Leute ins Zentrum, die sich bei den verschiedenen Rotkreuzsektionen als freiwillige Betreuer gemeldet haben. Sie zeigen einer Familie das Dorf, in dem sie bald wohnen wird, oder stellen einen jungen Mann dem künftigen Meister vor.»

Die Aufgaben der Betreuergruppen, denen die eigentliche Integration obliegt, reichen so weit wie die Phantasie: von der Erledigung all der tausend Formalitäten über Fragen der Wohnung, des Haushaltes, der Gesundheit, des Arbeitsplatzes, des Budgets bis zur Mitwirkung in Vereinen usw.

Eine enorme Verantwortung haben die an der Eingliederung der Flüchtlingsgruppe beteiligten solothurnischen und bernischen Rotkreuzsektionen übernommen. Sie sorgen noch für viele Jahre dafür, dass den Vietnamesen geholfen wird, sich bei uns heimisch zu fühlen, ohne dass sie die Möglichkeit verlieren, vielleicht eines Tages doch wieder in ihr Land zurückzukehren. Jeder einzelne von uns sollte mit-helfen, dass unsere Gäste echte Schweizer und dennoch sich selbst sein können. *fc*

*Bilder
aus dem
Flüchtlings-
zentrum
Selzach*

